
Der Vater aller Dinge?

Rezension von: H. V. Bowen, War and British Society 1688-1815, Cambridge University Press, Cambridge 1998, 100 Seiten, £ 7,95.

Daß Krieg unermeßliches menschliches Leid verursacht, darüber ist man sich heute weitgehend einig. Ideologien des "Stahlbades" sind verschwunden. Eine der außerordentlich positiven Konsequenzen der kapitalistischen Entwicklung liegt ja darin, daß sich die Konkurrenz der Staaten immer mehr in den wirtschaftlichen Bereich verlagerte. Umgekehrt sind die Auswirkungen von Kriegen auf die Volkswirtschaft nicht sehr klar. Zwar liegen die katastrophalen kurzfristigen Folgen der beiden Weltkriege nicht sehr weit zurück, und Afrika südlich der Sahara demonstriert, wie es auf sehr niedrigem ökonomischen und sozialen Niveau gelingen kann, Kriege mit verheerenden Folgen vom Zaun zu brechen. Ob diese aber immer und überall die wirtschaftliche und soziale Entwicklung negativ beeinflussen, läßt sich nicht ohne weiteres sagen.

So ist es in der Geschichtsforschung ziemlich unbestritten, daß sich die Entstehung des europäischen Zentralstaates in der Neuzeit, mit seinem Verwaltungsapparat und der Steuerfinanzierung, in erheblichem Ausmaß auf die immer kostspieliger werdenden Kriegserfordernisse zurückführen läßt. Daher begegnet ein Buch, das sich mit den Auswirkungen der Kriege im 18. Jahrhundert auf die britische Wirtschaft und Gesellschaft im allgemeinen und auf die Industrialisierung im besonderen befaßt, auf hohes Interesse. Tatsächlich verdient diese Periode auch deshalb Aufmerksamkeit, weil in ihr nicht nur die Industrialisierung in England einsetzte, sondern weil sie durch permanente Kriegs-

führung charakterisiert war. Die kurzen friedlichen Unterbrechungen wurden von den Zeitgenossen als "bewaffneter Waffenstillstand" bezeichnet.

Eine Entwicklung springt darin besonders ins Auge: der stetig steigende Aufwand an Menschen und Ressourcen für die Kriegsführung. So standen auf britischer Seite zu Beginn dieser Periode in Armee und Flotte rd. 120.000 Mann im Einsatz, am Ende der Napoleonischen Kriege 1 Million. Das entsprach rd. 12% des männlichen Arbeitskräfteangebots zwischen 14 und 40 Jahren. Dennoch, meint Bowen, sei es zu keiner spürbaren Knappheit auf dem Arbeitsmarkt gekommen, teilweise, weil auch nichtenglische Soldtruppen zum Kriegsdienst herangezogen wurden, teilweise, weil sich das Arbeitsangebot als elastisch erwies.

Dieselbe Tendenz wurde in der Kriegsfinanzierung sichtbar. Die gesamten Staatsausgaben stiegen von 5,5 Mio. Pfund Ende des 17. Jahrhunderts auf 20 Mio. Pfund 1780. Rund zwei Drittel davon entfielen auf Kriegskosten, was 9% bis 14% des damaligen Volkseinkommens entsprach. Die Finanzierung dieser Aufwendungen erfolgte in zunehmendem Maß durch Kredite. Daher stieg die Staatsschuld von 17 Mio. Pfund zu Beginn der Untersuchungsperiode auf 745 Mio. Pfund an deren Ende. Auch hier, meint Bowen, sei es zu keinem *crowding out* auf dem Kapitalmarkt gekommen. Den Hinweis darauf gewinnt er aus der Tatsache, daß die Investitionsquote über den ganzen Zeitraum hin annähernd konstant geblieben ist.

Grundsätzlich lasse sich feststellen, daß sich sowohl der englische Staat wie auch Wirtschaft und Gesellschaft immer effizienter auf die Erfordernisse des Krieges einstellten. Dennoch sei England infolge der funktionierenden parlamentarischen Kontrolle niemals in Gefahr geraten, ein militaristischer Staat zu werden, wie etwa auf dem Kontinent Preußen und – hier staunt der Rezensent – Österreich.

Im letzten Kapitel beschäftigt sich der Autor mit den unmittelbaren Auswirkungen dieser Kriege auf die englische Wirtschaft. Natürlich bekam die Bevölkerung diese zu spüren, und zwar in Form von Lebensmittelknappheiten und den damit verbundenen Preissteigerungen, durch wachsende Steuerlast und der daraus resultierenden Senkung des Lebensniveaus. Darüber hinaus kam es zu Verzerrungen auf den verschiedenen Märkten.

Alles in allem jedoch scheint die englische Wirtschaft durch die permanenten Kriege keine nachhaltigen Schäden erlitten zu haben. So kam es zwar im Überseehandel immer wieder zu kriegsbedingten Unterbrechungen, auch zu beträchtlichen Verlusten – so gingen während der napoleonischen Kriege 11.000 Handelsschiffe verloren –, aber insgesamt hat der Handel während dieses Zeitraumes beträchtlich zugenommen. So wuchsen die jährlichen Exporte von 13,6 Mio. Pfund 1784-86 auf 48 Mio. Pfund 1814-16. Auch die Landwirtschaft reagierte auf die zusätzliche Nachfrage nicht nur durch Preissteigerungen, sondern auch durch erhöhte Investitionen, Umstellung auf neue Produkte und Ausweitung der Anbauflächen – ein Impuls für die notorischen *enclosures*. Die Produktion erlitt zwar stets Einbrüche, wenn es zu Handelsreduktionen kam, sie hatte auch häufig auf Änderungen der Nachfragestruktur zu reagieren – auch durch plötzliche Zunahmen, insgesamt wuchs aber auch die Güterherstellung, so daß das Inlandsprodukt im Untersuchungszeitraum expandierte.

Damit gelangt man zur Diskussion der englischen Wirtschaftshistoriker über die Kriegsauswirkungen. Deren Meinungen gehen nämlich in dieser Frage beträchtlich auseinander. Manche Autoren sind der Auffassung, daß die häufigen Friktionen auf den Märkten die Wirtschaftsentwicklung eher behindert hätten. Andere sehen keine wesentlichen Behinderungen des Wirtschaftswachstums durch die Kriege, im Gegenteil,

einige glauben, daß die großen Aufträge für die Rüstungsindustrien den technischen Fortschritt dort vorangetrieben hätten. Diese Meinungsverschiedenheiten dauern trotz zahlreicher und immer detaillierter Studien bis in die Gegenwart hinein an.

Bowen weist darauf hin, daß die beträchtlichen Mittel, welche vom Staat für den Krieg aufgebracht wurden, nur zum geringen Teil insofern verloren gingen, als sie den Alliierten als Subventionen oder ausländischen Söldnern zuflossen. Der größte Teil davon kam ja wieder der inländischen Nachfrage zugute und floß vor allem der kriegswichtigen Produktion sowie deren Zulieferern zu. Andererseits beurteilt er den Einfluß dieses Nachfragestromes auf die technisch-organisatorische Entwicklung eher zurückhaltend. Wohl sei es in der Rüstungsproduktion zu manchen Verbesserungen gekommen, doch scheinen diese keinen außergewöhnlichen Charakter angenommen zu haben. Noch weniger wäre ein technischer *spillover* in den privaten Sektor feststellbar gewesen.

In seinem Schlußwort stellt der Autor fest, daß die militärischen Erfolge dieser Periode, welche Großbritannien zur Weltmacht werden ließen, in erheblichem Maße auf die gut funktionierende Wirtschaft zurückzuführen seien. Diese sei immer besser in der Lage gewesen, den Anforderungen der Kriegsführung zu entsprechen. Dennoch wäre das Land, wiederholt er, kein militaristischer Staat geworden.

So vermittelt das Büchlein Bowens eine gewisse Information über das Thema, allerdings keine befriedigende. Zunächst einmal deshalb, weil die Arbeit eigentlich keine originäre Studie darstellt, sondern eher einen Literaturüberblick. Statistische Daten finden sich unsystematisch verteilt im Text, und für unterschiedliche Jahre; nicht einmal wird der Versuch unternommen, einen tabellarischen Überblick zu vermitteln. Offensichtlich handelt es sich meistens um

nominelle Daten, reale Vergleiche fehlen. Wie rasch eigentlich die englische Wirtschaft in dieser Zeit gewachsen ist, erfährt der Leser – obwohl ja Studien darüber existieren – nie. Es gibt auch keinen statistischen Anhang. Man kann sich daher nur ein recht vages Bild über die makroökonomischen Relationen machen.

Dabei ließen sich selbst aus diesen rudimentären Daten einige recht interessante Schlußfolgerungen über das eigentliche Thema, den kausalen Zusammenhang zwischen den Kriegen dieser Zeit und dem englischen Wirtschaftswachstum ziehen: Da England von unmittelbaren Kampfhandlungen nicht betroffen war, bestand das Hauptproblem der englischen Wirtschaft offenbar in der periodischen Reallokation von Ressourcen, in der periodischen Verschiebung vom privaten zum öffentlichen Konsum. Angesichts des Staatsausgabenvolumens von wenig mehr als 10% des BIP kann dieser Prozeß die Wirtschaft nicht dramatisch belastet haben. Andererseits bedeutet der hohe Anteil von kreditfinanzierten Staatsausgaben, daß man für die meiste Zeit der Untersuchungsperiode von einer expansiven Fiskalpolitik sprechen kann, die immerhin das Ausmaß von einigen Prozent des BIP erreicht haben muß. Diese grobe Betrachtung vermittelt daher tatsächlich den Eindruck, diese kriegerische Epoche habe das Wirtschaftswachstum Englands beschleunigt.

Ob sie die Industrialisierung des Landes vorangetrieben hat, muß wohl offen bleiben. Der Einfluß auf den technischen Fortschritt wird gering veranschlagt, allerdings betont Bowen, daß

sich sowohl die Verwaltung erheblich verbessert habe ebenso wie das Funktionieren des Kapitalmarktes; daß also jener Prozeß vorangetrieben worden sei, der allgemein als Ursache für das Entstehen der modernen europäischen Staaten betrachtet wird.

Freilich gelten diese Überlegungen nur für die spezifische Position Großbritanniens, also eines vom Meer geschützten Landes, das von keinen unmittelbaren Kampfhandlungen betroffen war, dessen Wirtschaft bereits eine Stärke erreicht hatte, die es erlaubte, die Belastungen des Krieges zu tragen, ohne daß es häufig zu absoluten Knappheiten kam oder das Geldwesen zusammenbrach, die privaten Investoren unter *crowding out* litten, und alle diese Faktoren die Erwartungen der Unternehmer dämpften.

Letzteres scheint vor allem in Österreich der Fall gewesen zu sein. Einige Anhaltspunkte weisen darauf hin, daß sich die österreichische Wirtschaft im Merkantilismus sehr zügig entwickelt hatte, daß aber vor allem die Napoleonischen Kriege eine derartige Belastung darstellten, daß zwar der Industrialisierungsprozeß im heutigen Bundesgebiet nicht später als in anderen zentraleuropäischen Regionen einsetzte, aber doch relativ schwächlich, so daß die vorher bestehende führende Position in der Wirtschaft verloren ging. Das ist jedoch eine Hypothese, welche der empirischen Untermauerung bedarf, die noch zu leisten ist. Und ohne jeden Zweifel wird man sich dazu mit den Folgen des Krieges für diese Periode der ökonomischen Entwicklung auseinanderzusetzen haben.

Felix Butschek